



Rheinischer Merkur, 30.09.2004

„Nun guck dir den an“

Ihre Haut ist nicht weiß, ihre Heimat ist hier. Das irritiert noch immer. Die Geschichten erzählen vom Alltag zwischen Rassismus und Afro-Zöpfchen.

Das Symposium mit den drei Vorträgen ist zu Ende, und die Besucher strömen langsam aus dem Veranstaltungsraum. Im Flur vor der Saaltür bilden sich erste Grüppchen. „Hey, ihr auch hier?“, sagt eine Endzwanzigerin und steuert auf einen Trupp von vier Frauen zu, die etwa in ihrem Alter sind. Alle fünf sind auffällige Erscheinungen. Besonders ihre Frisuren gelten selbst im flippigen Berlin nicht als alltäglich. Eine hat sich ein buntes Tuch turbanähnlich um die Haare drapiert. Eine andere trägt einen kunstvollen Zöpfchen-Look. Eine Dritte hat ihre Locken zu einem beeindruckenden Afro sprießen lassen.

Plötzlich fällt einer der Frauen auf, dass sie gemustert wird. Ihr abfälliger Blick misst die Beobachterin in Sekundenbruchteilen von Kopf bis Fuß. Mit verachtungsvollen Mienen blitzen auch die anderen zu der Glotzerin hinüber, um sich sofort demonstrativ abzuwenden.

Jede der fünf ist nicht zum ersten Mal Objekt unverhohlener Neugier. Viele Passanten fühlen sich wegen der dunklen Hautfarbe dieser Frauen, es sind Afrodeutsche, wie selbstverständlich dazu aufgefordert, Spekulationen über sie anzustellen: Afrikanisch? Brasilianisch? Deutsch?, bohren die noch einigermaßen neutral gehaltenen Blicke auf Straßen und Plätzen. „Exotisch und sexy“ oder „Asyl und raus“ sagen die Augen derjenigen Leute, die glauben, jede Erscheinung in ihr beschränktes Schubladensystem stopfen zu müssen.

Doch an diesem Abend will keine der Frauen so tun, als habe sie die taxierenden Blicke der hellhäutigen Person nicht bemerkt. Schließlich ging es in der gerade beendeten Veranstaltung um „Schwarze deutsche Zeitgeschichte“, also um die Vergangenheit der Afrodeutschen in einer von Weißen bestimmten Gesellschaft. Der Rückblick hat viele Wunden aufgerissen.

Es wurde an die Herabwürdigungen der dunkelhäutigen, so genannten „Besatzungskinder“ erinnert. An die bis heute immer noch vorgenommene Typisierung schwarzer Menschen als „wild“ und „triebhaft“. An die innere Einsamkeit, unter der Schwarze in Ost- wie Westdeutschland zu leiden hatten.

Mit ihrer Veranstaltungsreihe „Black Atlantic“ hat das Berliner Haus der Kulturen der Welt die Zeichen der Zeit bestens erkannt. Noch nie gab es in Deutschland einen so großen Bedarf wie jetzt, mehr über die Perspektive schwarzer Menschen zu erfahren. Das Interesse an diesem Blickwinkel prägt derzeit vor allem den Buchmarkt. Seit 1999 „Neger, Neger, Schornsteinfeger! Meine Kindheit in Deutschland“, die Biografie des 1926 geborenen Hamburgers Hans-Jürgen Massaquoi, Sohn einer Deutschen und eines Liberianers, zum Bestseller avancierte, verdoppelt sich jährlich die Anzahl neuer Bücher von schwarzen Autoren.

„Die Bundesrepublik hat einen sehr hohen Nachholbedarf, mehr über die Geschichte schwarzer Deutscher zu erfahren“, glaubt Ekpenyong Ani, Lektorin beim Berliner Orlanda Verlag. „Es ist ja ein Teil der deutschen Geschichte, der da präsentiert wird, und dieser Teil war lange Zeit tabu.“ Tabu im Sinne von unaussprechlich war diese Geschichte aber auch jahrzehntelang für die Betroffenen selbst. Ekpenyong Ani: „Bis Mitte der achtziger Jahre lebten Afrodeutsche sehr voneinander isoliert.“ Was vor allem daran lag, dass die Anzahl von Menschen, die einen oder zwei dunkelhäutige Elternteile hatten, lange Zeit vergleichsweise gering war und sie sich mit den Vorurteilen allein herumzuschlagen hatten.

Als im Orlanda Verlag 1986 das Buch „Farbe bekennen. Afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte“ erschien, war klar: Es geht nicht um Einzelschicksale. Die Herausgeberinnen May Opitz, die sich später May Ayim nannte, Katharina Oguntoye und Dagmar Schultz hatten in „Farbe bekennen“ nicht nur die Existenz schwarzer Deutscher bis hin zum ersten Auftauchen von „Mohren“ im Mittelalter nachgewiesen. Erstmals kamen hier auch versammelt afrodeutsche Frauen der verschiedensten Generationen zu Wort. Die beiden damals 65 und 70 Jahre alten Schwestern Frieda P. und Anna G., Töchter eines Kameruners und einer Ostpreußin, berichteten vor allem von den Diskriminierungen und Gefahren während der Nazizeit.

Helga Emde, damals 40 Jahre alt, Tochter eines schwarzen, ihr unbekanntem amerikanischen Soldaten und einer Deutschen, sprach über das gespaltene Verhältnis, das sie lange Zeit ihrer dunklen Hautfarbe, aber auch anderen Schwarzen gegenüber empfand. May Opitz/Ayim, auf deren Diplomarbeit „Farbe bekennen“ beruhte und die damals 25 Jahre alt war, gab ihrer traurigen Verwunderung Ausdruck, dass ihre deutsche Mutter sie nicht haben wollen, ihr ghanaischer Vater sie dennoch nicht mit in sein Land nehmen durfte und sie schließlich bei einer bigotten Pflegefamilie landete.

Das Buch „Farbe bekennen“ gehörte Mitte der achtziger Jahre zu den Initialzündungen, die dafür sorgten, dass sich in vielen Städten Afrodeutsche suchten und fanden, sich zu der Initiative Schwarze Deutsche (ISD) formierten und sowohl gegen Rassismus als auch für ihre Existenz als selbstbewusste Deutsche kämpften.

Angespornt von diesem Selbstfindungsprozess, fühlte sich Jahre später auch Ika Hügel-Marshall, Tochter einer Süddeutschen und eines schwarzen amerikanischen GIs, dazu ermutigt, ihr von Ausgrenzung und Heimerziehung geprägtes Leben zu erzählen. „Daheim unterwegs. Ein deutsches Leben“, das 1998 im Orlanda Verlag erschien, bewegte aber nicht nur die Gemüter von schwarzen Lesern. Ekpenyong Ani: „Ich war einmal dabei, als Ika Hügel-Marshall in ihrem Heimatdorf eine Lesung gab. Der Saal war brechend voll. Viele Dorfbewohner wollten wissen, was aus dem kleinen schwarzen Mädchen geworden war, das damals auf Anraten des Jugendamtes ins Heim gegeben wurde.“ Im Nachhinein mochte viele das schlechte Gewissen plagen, nicht zu der vom Jugendamt und feindlich gesonnenen Mitbürgern bedrängten Mutter und ihrer Tochter gehalten zu haben.

Die Geschichte der schwarzen Deutschen, das zeigt dieses Beispiel, berührt weit mehr als die mehr oder minder dramatischen Schicksale dunkelhäutiger Menschen mit deutschem Pass oder deutschem Lebensmittelpunkt. Es ist auch die Geschichte etwa der Gretchen Jahns, der Frau, die wie die hellhäutige, einstige Geliebte des pubertierenden Hans-Jürgen Massaquoi Anfang der vierziger Jahre bei ihren heimlichen Treffen mit dem schwarzen Freund stets befürchten musste, der Grund für sein Todesurteil zu sein: Nach den Nürnberger Rassengesetzen waren sexuelle Beziehungen zwischen „Ariern“ und „rassisch minderwertigen Nicht-Ariern“ strengstens verboten. „Offene Grenzen, Urlaubs-, Arbeits- und Studienaufenthalte im Ausland und die Anwesenheit von Migrantinnen, Migrantinnen und Flüchtlingen“, so der Verband binationaler Familien und Partnerschaften, hätten dazu geführt, dass im Jahr 2002 jede sechste Eheschließung eine binationale Hochzeit sei. Wobei die Tendenz zur internationalen Partnerschaft weiterhin steige.

Zu welchen Zerreißproben derartige Beziehungen offenbar bis heute noch führen können, beschreibt der seit 1993 bei Dresden beheimatete angolische Flüchtling Paulo Ondu. In seinem im Jahr 2000 im Selbstverlag herausgegebenen Buch „Meine Tochter geht mit einem ‚Neger‘“ erzählt er nicht nur von der harten Lebensrealität eines jugendlichen Asylbewerbers in Deutschland. Es ist auch die Geschichte einer Zwangsadoption: Seine weiße Teenager-Freundin wird von ihren Eltern genötigt, das gemeinsame Baby an fremde Leute abzugeben.

Ob bei den späteren Adoptiveltern, der verwaisten Mutter oder ihren hartherzigen Eltern – die Tragödie um das einstige schwarz-weiße Pärchen und das weggegebene Kind wird über Generationen Kreise ziehen. Angesichts der zunehmend bekannten Folgen derartiger, mit Geheimnissen umgebenen Geschehnisse suchen deshalb immer mehr Betroffene Aufklärung. Auch wohlmeinendere Naturen, Leute, die den schwarz-weißen Beziehungen etwa ihrer Kinder wohlgesonnen gegenüberstehen, haben Informationsbedarf: Wie ist es eigentlich, in Deutschland schwarz zu sein?

Seltsam konturlos bleibt deshalb wohl auch die Heldin von Holde-Barbara Ulrichs 2001 erschienenem Roman „Zuhause ist kein Ort“, in dem die afrodeutsche Studentin Chioma sich auf die Suche nach ihrem nigerianischen Vater macht. Obwohl die weibliche Hauptfigur an die dunkelhäutige Tochter der weißen Autorin angelehnt sein soll, entsteht beim Lesen über lange Strecken kein lebendiger Mensch.

Dabei ist Holde-Barbara Ulrich als ausgebildete Journalistin durchaus eine erfahrene Schreiberin. Ganz im Gegensatz zu Paulo Ondu, der beim Verfassen seines Buches gerade erst die deutsche Sprache lernte. Dennoch sorgen bei ihm besonders seine manchmal sehr naive Unbefangenheit oder die Verwunderung über vermeintliche Alltäglichkeiten nicht nur für eine satte – und lesenswerte – Portion Authentizität, sondern auch für den Spannungsbogen: Der Leser wird auf eine zunächst für unwahrscheinlich gehaltene Reise mitgenommen, die ihm sein Land zunehmend mit neuen Augen zeigt.

Unerschöpflich scheint das Potenzial an erzählenswerten Geschichten. Schon hat Hans-Jürgen Massaquoi mit „Hänschen klein, ging allein . . . Mein Weg in die Neue Welt“ den Nachfolgebänd zu „Neger, Neger, Schornsteinfeger!“ vorgelegt. Mit seinen Lesern begibt sich der Autor darin nicht nur auf die ungewisse Reise ins amerikanische Exil. Auf der Suche nach einer lebenswerten Existenz für dunkelhäutige Menschen lässt er uns durch seine einstige Funktion als Chefredakteur eines Magazins für Afroamerikaner auch die wichtigsten Führer der schwarzen Emanzipationsbewegungen dieser Welt treffen.

Ihre dunkle Hautfarbe treibt viele der Autoren deutlich stärker als ihre weißen Zeitgenossen nicht nur zur Suche nach einer annehmbaren Identität, sondern auch zur Suche nach einem Platz auf dieser Welt. Das verraten schon die Buchtitel: „Daheim unterwegs“ reiht sich genauso in dieses „bewegte Genre“ ein, wie „Ein Niederbayer im Senegal. Mein Leben zwischen zwei Welten“, die Biografie des Schauspielers Charles M. Huber, Sohn einer Bayerin und eines Senegalesen.

Spätestens seit die aus Somalia stammende und in England lebende Autorin Waris Dirie 1998 ihren internationalen Bestseller „Wüstenblume“ vorgestellt hat, weiß man auch in Deutschland, dass die Reise über die Kontinente ein Trip durch die Jahrhunderte ist: Waris Dirie beschreibt ihren Weg aus einer archaischen, afrikanischen Dorfgemeinschaft bis hin zu der glitzernden Spitze internationaler Top-Models.

Dass auch schwarze Einwanderer, die Deutschland als Exil gewählt haben, oft ganz ähnlich atemberaubende Geschichten zu erzählen haben, zeigt die gerade erschienene Biografie „Feuerherz“ von Senait G. Mahari, einer aus Äthiopien stammenden Sängerin. Fernsehnachrichten über Hungersnöte, Bürgerkriege oder Kindersoldaten bekommen darin ihr Gesicht. Senait G. Mahari hat, wie unzählige andere, sprachlos gebliebene Flüchtlinge in Deutschland, das ganze Elend am eigenen Leibe erfahren. Auch das neu erschienene Buch „Kind Nr. 95. Meine deutsch-afrikanische Odyssee“ von Lucia Engombe offenbart, dass Deutschland mit den Schicksalen auf dem afrikanischen Kontinent sehr wohl eng verwoben ist: Die Autorin erzählt darin, wie sie im Alter von sieben Jahren gemeinsam mit 79 anderen Kindern aus Namibia in die DDR ausgeflogen wurde, um dort während einer rund zehnjährigen Ausbildungszeit zur „neuen Elite“ ihres dann sozialistischen Heimatlandes geformt zu werden.

Was aber erwartet die Leser der Bücher von schwarzen Autoren, wenn sie die biografisch inspirierten Reisen in die Vergangenheit einmal leid sein sollten? Senait G. Maharis Schicksal deutet an, wohin der Weg gehen könnte. Es ist kein Zufall, dass die äthiopische Einwanderin ausgerechnet einen Platz in der bundesrepublikanischen Popkultur eroberte: Dunkelhäutige Entertainer werden hier gerne genommen, verkörpern sie doch die nötige Prise Internationalität und Hipness. Gut gemeinte Stereotype, die schwarze Autoren auch in fiktionalen Geschichten wunderbar entlarven könnten. Bei der erstmaligen Verleihung des May Ayim Awards für internationale schwarze Literatur jedenfalls erwarten uns deshalb auch weitere literarische Formen. Michael Küppers, einer der Hauptorganisatoren der am 29. Oktober in Berlin stattfindenden Preisverleihung, verrät nur so viel: Neben Autoren von epischen Werken würden auch Lyriker oder Rapper geehrt.

Bleibt die Frage, wer angesichts der vielen unterschiedlichen Herkunftste noch als schwarzer Autor gilt. Gehören dunkelhäutige Inder dazu oder die mitunter recht hellhäutigen Nachkommen der „Besatzungskinder“? Die schwarze Szene will sich über derartige Fragen keinesfalls erneut aufteilen lassen. Michael Küppers diplomatisch: „Wer dazugehört, der weiß das auch.“

Externe Links: www.isdonline.de, www.hkw.de, www.cybernomads.net

Literatur:

- Lucia Engombe: Kind Nr. 95. Meine deutsch-afrikanische Odyssee. Ullstein Verlag, Berlin 2004. 256 Seiten, 8,95 EUR.
- Charles M. Huber: Ein Niederbayer im Senegal. Mein Leben zwischen zwei Welten. Scherz Verlag, Frankfurt/Main 2004. 350 Seiten, 19,90 EUR.
- Hans-Jürgen Massaquoi: Hänschen klein, ging allein . . . Mein Weg in die neue Welt. Scherz Verlag, Frankfurt/Main 2004. 285 Seiten, 19,90 EUR.
- Senait G. Mahari: Feuerherz. Droemer Verlag, München 2004. 320 Seiten, 16,90 EUR.



EXOT: Der Schauspieler Charles M. Huber, bekannt aus dem ZDF-Krimi „Der Alte“, trug als Kind Tracht. Und blieb doch eine Attraktion in Niederbayern. Foto: Fischer Verlag